

THOMAS SCHLESSER

Der Gärtner und die Katze

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

THOMAS SCHLESSER

Monas
Augen



ROMAN

PIPER

*Eine Reise zu den berühmtesten
Gedichten der Weltliteratur*

Thomas Schlessner
Der Gärtner und die Katze

Zu diesem Buch

Als der Sturm übers Land fegt, geht für Louis eine Welt unter. Der hochsensible Gärtner erkennt sein Dörfchen im entlegens-ten Winkel der Provence nicht wieder. Obendrein entdeckt man bei seinem kleinen Kätzchen einen Tumor am Kehlkopf. Und Louis' Leben könnte, wenn es nach ihm geht, genauso gut vor-bei sein.

Im Nachbarhaus, das früher eine Seidenraupenzucht beher-bergt hat, richtet sich in jenen Tagen die pensionierte Literatur-lehrerin Thalie mit ihrem Mann Nikola ein. Die exzentrische Frau Anfang sechzig bringt frischen Wind in das Leben des Gärtners, indem sie ihre Liebe für Poesie mit dem schweisgsa-men Mann teilt. Mit jeder Begegnung taucht Louis tiefer in die Welt der Dichterinnen und Dichter ein, macht in den Gedich-ten aus Antike, Barock und Gegenwart Bezüge zu sich selbst aus – und bringt ganz nebenbei auch Thalies vom Sturm ver-heerten Garten in Ordnung.

Thomas Schlessler, geboren 1977 in Paris, ist Autor und Kunst-historiker. Sein erster Roman »Monas Augen« wurde zum Welt-erfolg, der auf Platz 1 der französischen Bestsellerliste stand und in 39 Sprachen erschien. Als Direktor der Fondation Hartung-Bergman setzt sich Schlessler für die Vermittlung von Kunst an ein breites Publikum ein. Nun widmet er sich seiner ersten, äl-testen Leidenschaft: der Lyrik.

Amelie Thoma studierte Romanistik und Kulturwissenschaften und arbeitete als Lektorin, ehe sie Übersetzerin aus dem Fran-zösischen und Italienischen wurde. Sie übertrug u. a. Marc Levy, Leïla Slimani, Anne Berest und Simone de Beauvoir ins Deut-sche.

THOMAS SCHLESSER

Der Gärtner und die Katze

*Eine Reise zu den berühmtesten
Gedichten der Weltliteratur*

Roman

Aus dem Französischen
von Amelie Thoma

PIPER

*Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de/literatur*

Die französische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
Le chat du jardinier bei Albin Michel, Paris.

Von Thomas Schlessler liegt im Piper Verlag vor:
Monas Augen – Eine Reise zu den schönsten Kunstwerken unserer Zeit

Der Verlag dankt dem Lyrik Kabinett München und
der Amerika-Gedenkbibliothek Berlin für ihre Unterstützung
bei der Recherche der zitierten Gedichte und Chansons.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch hingewiesen wird,
macht sich der Verlag nicht zu eigen und übernimmt dafür keine Haftung.
Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44 b UrhG vor.

ISBN 978-3-492-07493-3
© Éditions Albin Michel, 2026
© 2026 Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4,
80799 München, www.piper.de
Für einen direkten Kontakt und Fragen
zum Produkt wenden Sie sich bitte an:
info@piper.de
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung: Christie's Images/Bridgeman Images;
mauritius images/Memento und Shutterstock.com
Gesetzt aus der Minion Pro
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

*Für die guten und die schlechten Schüler.
Aber besonders für die schlechten ...
Für die schlechten und die guten Lehrer.
Aber eher für die besten ...*

ERSTER THEIL
DER RUF DER STÜRME

Bluten

Winzig und warm schlummerte das Kätzchen in einer riesigen Hand. Diese gehörte Louis, dem Gärtner, einem schweisgsamen Koloss, unter dessen Gewicht das Rohrgeflecht des Stuhls knackte. Er saß in der oberen Etage eines bescheidenen Steinhauses und machte ein Gesicht, als wäre er drauf und dran, die Fassung zu verlieren. Mit dem Daumen berührte er sacht einen Punkt am Hals des Tieres. Einen winzigen Punkt, der dennoch sein ganzes Denken einnahm.

So wachte Louis über die kleine zusammengerollte Fellkugel. Träumte sie? Wovon mochte ein Wesen, das erst seit so kurzer Zeit auf der Welt war, wohl träumen? Während er dies dachte, sah er durchs Fenster, wie sich die großen hundertjährigen Bäume im Wind bogen. Der Sturm wurde heftiger, wirbelte die Luft, knickte die Äste der Olivenbäume ab. Doch das Kätzchen, unbeirrt von dem Getöse, schnurrte. Draußen das urzeitliche Grollen des Gewitters, drinnen das gleichmäßige, friedliche Raunen des Tieres ...

Wo hatte er gehört, dass dieser Ton in einer Frequenz zwischen 26 und 44 Hertz schwang? Er erinnerte sich nicht mehr. Vielleicht hatte er es sich ausgedacht. Eines wusste er jedoch genau: Schnurren war ein weniger eindeutiges Zeichen, als es schien. Wenn der Körper einer Katze auf diese Art vibrierte, fast

wie ein unterirdisches Beben, dann drückte er damit nicht nur reine, vollkommene Freude aus, sondern er kämpfte auch. Dieser samtene Atem heilte Wunden und Krankheiten, kurierte Knochen, Gewebe, Blut. Louis streichelte den grau-weißen Pelz. Er hätte endlos damit fortfahren können.

Der Himmel tobte jetzt und riss in seinem Zorn die südfranzösische Landschaft mit sich fort. Die Pinien neigten und krümmten sich ächzend. Sie würden es vielleicht nicht überstehen. Bei jedem Ast, der brach, schrien sie vor Angst, für immer zu fallen. Der Wind legte weiter zu, berauscht von seiner eigenen Geschwindigkeit. Die ganze Natur betete, dass diese tollwütige Raserei der Luft und des Regens enden möge, der, von den Böen gepeitscht, fast waagerecht fiel. Es waren weder die Lanzen des Mistrals noch der vertraute, an den Mittelmeerküsten häufige Ausbruch von Blitz und Donner, die an diesem Abend die Fensterläden klappern und die Kinder ängstlich zusammenzucken ließen, sondern ein nie gekannter, beinahe überirdischer Furor.

Sorgenvoll beobachtete Louis, wie Wiesen und Felder zur Ader gelassen wurden. Er hörte auf dem Nachbargrundstück eine Trockenmauer einstürzen. Das Poltern verband sich mit der Verzweiflung, die ihn seit dem Morgen erfüllte, so als wollten die entfesselten Elemente seiner eigenen Wut und seinem Kummer Ausdruck verleihen.

Ursache dieser Wut war eine verhängnisvolle Nachricht. Das Kätzchen war todkrank – es würde bald sterben, da gab es keinerlei Hoffnung, hatte man ihm gesagt. Etwa zehn Tage zuvor hatte der Gärtner bemerkt, dass sein kleiner Begleiter die Milch nicht mit dem gewohnten Appetit schleckte. Das Tier wirkte unwillig, sobald es die Zunge in die Schale tauchte. Daher brachte Louis es zu einer Tierärztin, die, frisch von der Uni, in der nächstgelegenen Stadt ihre Praxis eröffnet hatte. Nach gründlicher Untersuchung sagte sie die verhängnisvollen Worte: Unter dem weichen Fell hatte sich auf Höhe des Kehlkopfs ein bö-

artiger Tumor eingenistet. Da war nichts zu machen. Die junge Frau hatte Louis das Unmögliche nahegelegt: die Katze einschläfern zu lassen, um ihr das bevorstehende Leid zu ersparen.

Louis hatte nichts geantwortet. Er hatte weder Fragen gestellt noch Auf Wiedersehen gesagt. Hatte nur das Tier wieder auf den Arm genommen und instinktiv den Daumen an die Stelle gelegt, an der das Übel unerklärlicherweise aufgetaucht war, als könne er so den beginnenden Krebs vertreiben. Niedergeschmettert war er nach Hause zurückgekehrt. Da hatte sich der Wind erhoben. Anfangs waren es nur vereinzelte Luftwirbel, die sich im Laufe der Stunden zu Tornados auswuchsen. Die am Himmel geballten Wolken rührten sich dagegen nicht vom Fleck, bereit, ihre Fluten über der Welt auszuschütten bis zum Jüngsten Tag.

*

Louis gehörte zu der Sorte Mensch, die man als sensibel bezeichnete. Laut psychologischem Jargon, der sich mittlerweile auch im Alltag durchgesetzt hatte, war er sogar »hochsensibel«. Dieses grundlegende, um nicht zu sagen wesentliche Merkmal seiner Persönlichkeit war umso überraschender, als sein breites Kreuz den Eindruck stählerner, beinahe unbezwingbarer Kraft vermittelte. Doch seine Herzensgüte machte aus ebendiesem Herz ein Organ so brüchig wie Ton. Kommt man hochsensibel auf die Welt? Oder wird man es dank bestimmter Ereignisse? Das ist schwer zu sagen. Bei Louis, dem einzigen Kind bescheidener provenzalischer Schäfer, hatten sich die ersten Anzeichen jener Durchlässigkeit schon früh gezeigt. Von klein auf empfand er für die ihn umgebenden Tiere und Pflanzen eine überwältigende Empathie, auf der Freude ebenso gedieh wie Leid. Kaum ins Leben geworfen, liebte er Schafe und Hütehunde, natürlich. Doch vor allem Katzen. Warum sie? Weil, so sagte man, diese Tiere in einer Schäferei zu nichts nütze sind ... Sie sind

nur da, um Gesellschaft zu leisten, was angesichts der täglichen harten Arbeit keinen großen Wert hat. Diese angebliche Nutzlosigkeit hatte den kleinen Louis zutiefst berührt, vielleicht, weil sie ihn daran erinnerte, wie bedeutungslos und verletzlich er sich selbst oft fühlte.

Die Provence wird häufig von Bränden heimgesucht – das ist ihr Drama, ihr Martyrium. Schon als kleiner Junge hatte Louis es verängstigt und verzagt mitansehen müssen. Oft suchten Tiere, die vor Flammen und Rauch flohen, in der Schäferei Schutz. Inmitten des unsäglichen Schmerzes, die großen Pinien und Weinberge vernichtet zu sehen, fand er immerhin eine gewisse Freude darin, diese Tiere bei sich aufzunehmen und zu retten, darunter seine schnurrenden Freunde. Damals, als seine Hand noch zu klein war, um als Wiege zu dienen, bot er ihnen seine abgelegten Schuhe als Unterschlupf. Die Kätzchen krochen hinein, und die alten Latschen des Jungen wurden ihr Zuhause.

Louis hatte schon immer geglaubt, dass es seine Aufgabe war, jenen Lebewesen zu helfen, die über keine Sprache verfügten und ihr Leid nicht in Worte fassen konnten. Dank einer Beobachtungsgabe und einer Kenntnis der Natur, die ihresgleichen suchten, war er ein außergewöhnlicher Gärtner geworden. Louis' Hypersensibilität schärfte sein Verständnis für die Welt, und hinter seiner stillen Fassade wimmelte es vor Träumen und Ahnungen. Doch niemals hätte er sich vorstellen können, dass er eines Tages ein Kätzchen aufnehmen würde, dessen Leben er nicht beschützen könnte. Und so loderte der Brand nun in ihm, während draußen die Katastrophe weiter unerbittlich wütete.

*

Irgendwann musste Louis schließlich eingeschlafen sein, ohne es zu merken. Er blinzelte in den Morgen und stellte fest, dass sich sein massiger Körper nicht vom Fleck gerührt hatte. Er saß

noch immer auf seinem Stuhl, vornübergebeugt, wodurch er eine behagliche Höhle für das Kätzchen bildete, das weiter vor sich hin schnurrte ... Er richtete sich auf. Das Tier erwachte ebenfalls und stupste mit der Schnauze die Hand seines Beschützers an. Guten Morgen, dachte Louis, ohne dass ihm die Worte über die Lippen kamen.

Endlich lösten sich die beiden Gefährten voneinander. Der Mann erhob sich, und die Katze sprang auf den Boden. Zusammen gingen sie ans Fenster und sahen, dass draußen dreist die Sonne strahlte. Im Gegenlicht boten sie einen rührenden Kontrast. Links ein Gigant: Stiernacken, kräftige Schultern, riesige Arme, ein breiter Brustkorb und starke Hüften, getragen von zwei Beinen, die so massiv waren, als wären sie aus Zement gegossen. Rechts schlängelte sich eine kleine, gesträubte Schwanzspitze über einem zarten, pelzigen Hinterteil. Zu beiden Seiten des Köpfchens ragten Schnurrhaare hervor wie Wassergarben, obenauf drehten sich zwei Öhrchen mit leicht gerundeter Spitze. Sie wirkten wie aus Papier ausgeschnitten, so durchscheinend waren sie.

Das Duo hörte Schreie draußen vor dem Fenster. Eine Männerstimme mit slawischem Einschlag und eine Frauenstimme verflochten sich zu einem Kranz von »Oh lala!«, »Nicht zu fassen!«, »Grundgütiger!« – lauter Ausrufe, deren zivilisierter Anstrich den Wunsch verbarg, weitaus deftigere Flüche auszustoßen. Endlich entdeckte Louis die Urheber des Lamentos: Es waren die Nachbarn, die vor Kurzem das große Haus auf der anderen Straßenseite bezogen hatten. Das Paar schritt sein über Nacht verwüstetes Grundstück ab. Er, ein agiler Achtzigjähriger, lief hierhin und dorthin, sammelte Äste auf und betrachtete sie mit der hilflosen Miene eines dem Tod Entronnenen. Sie, vermutlich jünger, war auf den Stamm einer umgestürzten Pinie geklettert. Während sie den Blick über das zerfurchte Gelände schweifen ließ, wo der Schlamm in den ersten Morgenstunden bereits getrocknet war, deklamierte sie in theatri-

schem Ton die Worte Federico García Lorcas: »Die Sonne geht auf. Gelb verblutet der Garten.«

Die Katze maunzte. Louis beugte sich zu ihr, nahm sie hoch und drückte sie an sich. Die Vorstellung eines verblutenden Gartens machte ihm endgültig bewusst, welch furchtbare Zerstörung da vor ihm lag. Die Natur erinnerte an jene Überlebenden eines Schiffbruchs, in deren Augen noch Spuren von Entsetzen und Wahnsinn flackern. Die Bäume, die armen Bäume hatten gelitten, und die Gerüche, die ihr geborstenes Holz verströmte, vermengten sich in der morgendlichen Luft: das glänzende Menthol des Eukalyptus, die frische Säure der Zitronenbäume, der süße Honig der Linden, die harzige Note der flammenden Eiben ... Die Wiesen waren umgepflügt, das Gras zu einer einzigen braunen Scholle verklumpt.

In dem Weiler, in dem sich ein paar verlassene Häuser drängten, sah man überall Fensterläden, die nur noch an einer Angel hingen, verstreute Glasscherben, umgekippte Zäune, fortgewehrte Dachziegel. Diese Schäden, wenn auch ärgerlich, waren dennoch überschaubar. Die rudimentären Behausungen besaßen höchstens noch einen Hof und ein Stück abgewetzten Rasen. Nur das Haus der Nachbarn gegenüber stach durch seine Größe und sein weitläufiges Grundstück heraus. Es war eine alte *magnanerie*: Man hatte dort früher Seidenraupen gezüchtet. Drei Jahrhunderte zuvor hatte es zu den ausgedehnten Ländereien provenzalischer Adliger gehört. Sie umfassten ein zentrales Gutshaus und einige Nebengebäude – darunter das, in dem Louis wohnte. Das Gutshaus war während der Revolution vollständig geplündert worden. Das Anwesen wurde zerschlagen und schrumpfte zum Weiler, den man folgerichtig den »Gutsweiler« nannte.

★

Während sich der alte Herr weiter ungläubig zwischen den kläglichen Überresten des Gartens bewegte, rief er: »Pass auf, dass du dir nicht wehtust, meine kleine Heuschrecke!«

»Hältst du mich etwa für eine Greisin?«, erwiderte die Angesprochene heiter, und beide stimmten ein melodisches Gelächter an.

Die »kleine Heuschrecke« hieß Thalie, ihr Gesprächspartner Nikola. Die sechzigjährige Thalie war eine frisch pensionierte Literaturlehrerin. Nikola war als Architekt einst für seine nutzlosen und nicht realisierbaren Spinnereien bekannt gewesen, ehe er ins Musikfach wechselte und Flötist ohne Engagement und Gage wurde. Thalie liebte die grenzenlose Hingabe und »ewige Umtriebigkeit« ihres Verlobten – in vierzig gemeinsamen Jahren hatte das Paar nie geheiratet. Nikola verehrte Thalie, seit er ihr bei der Aufführung eines Offtheaters im Publikum begegnet war. Die junge Gymnasiallehrerin war mit ihren Schülern gekommen, um zuzuhören, wie ein Schauspieler lyrische Texte von Robert Desnos rezitierte. Der Abend trug den Titel: »Gedicht, ich bitte Sie nicht um ein Almosen, ich gebe es Ihnen.« Der sehr schöne Text, aus dem der Titel entlehnt war, endete mit folgenden Versen:

Gedicht, Gedicht, ich bitte Sie nur ...

Ich bitte Sie nur um ein wenig Gold, damit ich
glücklich sein kann mit der, die ich liebe.

Diese schlichten, beinahe kindlich naiven Worte Desnos' hatten eine unerwartete Wirkung auf Nikola. Denn genau in dem Moment, als er sie, in der hintersten Reihe sitzend, zum ersten Mal vernahm, bemerkte er ein paar Plätze weiter vorn Thalie, die sie mit dem Schauspieler mitflüsterte.

Er war davon so bezaubert, dass er sich die Mühe machte herauszufinden, in welcher Schule und Klasse sie unterrichtete. Eines Tages betrat er das leere Klassenzimmer und schrieb die

Verse in großen Kreidelettern an die Tafel. Sie wunderte sich, wischte die Worte jedoch weg, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen. Am nächsten Tag kam er ebenso heimlich wieder. Diesmal breitete er in seiner ausladenden, runden Schrift die Worte Paul Éluards an seine Geliebte Gala über die Tafel: »Der Bogen deiner Augen umringt mein Herz.« Nun staunte sie doch etwas mehr. Am darauffolgenden Tag versteckte sie sich, um den Verehrer zu entlarven. Und so ertappte sie eine hochgewachsene Gestalt dabei, wie sie sich während der Pause hereinschlich und den schwarzen Schiefer mit Pablo Nerudas sonnigen Versen überzog:

Von deinen Hüften bis zu deinen Füßen
Will ich eine lange Reise machen.
Ich, kleiner noch als ein Insekt.

Sie sah diesen Mann an, war sofort von ihm eingenommen und warf ihm mit göttlicher Unverfrorenheit hin: »Na dann, besuchen Sie mich heute Abend und gehen Sie auf Reisen.«

Thalie – benannt nach der Muse der Komödie im antiken Griechenland – machte ihrem Namen alle Ehre. Ein Etymologe würde noch hinzufügen, dass er außerdem »Erbblühen« bedeutete. Ihre Mutter hatte ihn ausgesucht. Eine Mutter, die eines schönen Tages ohne jede Erklärung Tochter, Mann und Haus verlassen hatte, um ans andere Ende der Welt zu verschwinden. Die beiden hörten nichts mehr von ihr, bis sie von ihrem tragischen Tod bei einem Autounfall erfuhren. Um Thalie ein wenig über den schmerzlichen Verlust hinwegzutrusten, trug der Vater ihr jeden Abend vor dem Einschlafen Gedichte vor. Neben der maßlosen Liebe zur Poesie war ihr davon ein unübertreffliches Textgedächtnis geblieben. Ihr Vater sagte zu ihr: »Wenn du an einem Tag nur ein einziges Sonett liest, dann ist es schon ein gelungener Tag.« Und er wiederholte unermüdlich ein Bonmot, von dem er nicht mehr wusste, ob er selbst oder ein be-

rühmter Dichter es geprägt hatte: »Poesie ist der schönste Spitzname, den man dem Leben geben kann.« Sie dachte manchmal daran. Oft sogar. Besonders an diesem Morgen nach dem Sturm.

Da rief Nikola entschieden: »Schluss jetzt, Thalie, wir räumen das ganze Gestrüpp später weg! Es ist Zeit für einen Kaffee. Hier werden wir noch genug zu tun haben ...«

»Na dann, schmeiß die Kaffeemaschine und die Motorsäge an! Wir haben dieses Haus schließlich nicht gekauft, um in einem Dschungel zu leben.«

Sie stieg von ihrem Baumstamm herunter. Ein Schatten huschte über ihr Gesicht und vertiefte die Falten darin. Louis war von seinem Fenster aus nichts entgangen. Diese bittere Grimasse ließ ihn ahnen, dass sich hinter ihren Scherzen, mit denen sie die Situation zu entschärfen suchte, wahre Betroffenheit verbarg. Die Katze in seiner Hand miaute. Er küsste den flau-migen kleinen Kopf und ging dann mit ihr in die Küche, um ihr etwas Milch zu geben. In der Art, wie sie sich über die Schüssel beugte, meinte er, vielleicht schon etwas mehr Appetit zu erkennen als an den Tagen davor. Beim Anblick ihrer sahnever-schmierten Schnauze dachte Louis, dass er ihr endlich einen Namen geben sollte.

Begrüßen

Mitten aus dem Gutsweiler war, immer lauter und lauter, ein Geräusch zu hören: Trotz der frühen Stunde erklang schon das typisch nächtliche Quaken der Kröten. Es war nicht nötig, die Ohren zu spitzen, das Sumpf-Vibrato war bereits zum Konzert angeschwollen. Erst eins, dann zwei, dann zehn, dann hundert Tiere ließen ihre Unkenrufe ertönen. Louis verließ sein Häuschen, um im Dorf nach dem Ursprung des Gequakes zu suchen. An einer etwas unheimlichen Stelle zwischen mehreren verfallenen Scheunen erwartete ihn ein absurder Anblick: Ein glibberiges Heer verharrte dort reglos in der Sonne. Louis sah kleine, mittlere, dicke, unsägliche Kröten, in allen möglichen Farbtönen: Ecu, Beige, Blau, modrig Grün. Wie viele waren es? Und was war das überhaupt für eine merkwürdige Versammlung? Eine Kröte in der vordersten Reihe starrte Louis an. Ihre Zunge schoss hervor, sie schnappte sich eine Mücke und schluckte sie herunter. Die Schar wuchs weiter an, ließ die Luft vibrieren, worauf ein altes, schief an einer der Baracken hängendes Bild hin und her zu schwingen begann. Das kleine Gemälde des heiligen Fiacrus stimmte quietschend in das Geunke ein, ehe es nachgab und auf eine der Kröten fiel. Louis hielt sie für tot. Doch sie kroch langsam, gleichgültig gegenüber dem Schmerz und noch immer quakend, unter dem Heiligenbild hervor.

»Bäh!«, schnaubte der Gärtner und wich zurück. Ein Schritt, zwei Schritte, dann stieß er mit dem Absatz gegen etwas Weiches, Zartes. Es war das Kätzchen, das ihm unbemerkt gefolgt war. »Komm her«, murmelte Louis besorgt, nahm es hoch und ging, seinen Schatz an die Brust gedrückt, nach Hause.

Auf der Türschwelle erwartete ihn ein etwas älterer, dürrer Mann mit braunem Haar und halb ergrauten Schläfen. Glut funkelte in seinen Augen, was ihm einen gewissen Reiz, aber vor allem Autorität verlieh. Ja sogar eine Art geheimnisvolle Aura. Seine Haut war mit etlichen Tätowierungen übersät. Zwei davon stellten von den Schultern bis zu den Ellbogen reichende Spinnennetze dar, in denen Totenköpfe hingen. Louis musterte ihn abwartend.

»Grüß dich, Nachbar ...«, begann der Mann.

»Was willst du?«

»Das kannst du dir ja wohl denken! Dieser verfluchte Sturm hat bei mir einigen Schaden angerichtet. Ich habe ein paar dicke Scheine für dich, wenn du bereit bist, dich mit deinen hübschen grünen Fingerchen um meinen Bambus, meine Kakteen und meinen Hanf zu kümmern. Von dem kannst du natürlich auch gern eine Kostprobe haben ...«

»Nein. Geh.«

»Das hatte ich befürchtet, aber ich wollte dich zumindest fragen ... Denk drüber nach.« Sein Blick fiel auf das Kätzchen, und er sagte mit leicht spöttischem Unterton: »Niedlich, diese Fellkugel ... Also, komm vorbei, wann du willst. Es gibt Arbeit in meinem Garten und etwas Zaster. Den Rest überlasse ich dir. Barons Ehrenwort. Na dann, tschüss.«

Im Davongehen hob Baron die Hand und rieb Daumen, Mittel- und Zeigefinger aneinander, wie um zu sagen: *Money, money, money*.

Mit zugeschnürter Kehle sah Louis ihm hinterher. Selbst nach hundert Metern hatte Baron noch nicht genug von dem Spielchen und wiederholte, da er sich beobachtet wusste, pfei-

fend seine Geste. Als er schließlich am Ende des Wegs, der zu seinem etwas tiefer gelegenen Grundstück führte, verschwand, wehte eine leise Frauenstimme durch die Luft.

»O, das grässliche Lachen des Golds!«

Im Schatten dreier lädierter Bäume am Rand der Magnanerie saß die neue Besitzerin, lächelte schelmisch und hatte sich offenbar nichts von der Szene entgehen lassen.

Flüsternd wiederholte sie: »O, das grässliche Lachen des Golds!«

Das Kätzchen verscheuchte mit seiner Pfote eine Fliege.

»Kennen Sie diesen Vers?«

»Nein ...«

Sie näherte sich dem klapprigen Briefkasten. Louis' Name stand klein darauf, daneben »Gärtner« in Großbuchstaben. Sie lehnte sich daran, schillernd wie eine Filmdiva.

»Na, Sie kennen sich eben mit anderen Blüten aus als mit Geistesblüten!«

»Kann sein«, erwiderte er schüchtern.

»Dieser Vers stammt aus einem Gedicht vom Beginn des 20. Jahrhunderts. Es heißt ›An die Verstummen‹. Interessant, nicht?«

Louis wusste nicht recht, was er antworten sollte. Er schwankte zwischen Faszination und Misstrauen. Schließlich zuckte er mit den Achseln.

»Ich bin Ihre neue Nachbarin. Und nein, ich hatte nicht vor, Sie zu belauschen, keine Angst! Es war eine rein zufällige Verkettung von Umständen, denn ich wollte Ihnen einen Pflanzencocktail in meinem verwüsteten Palast anbieten.«

»Ja ... nein. Nicht jetzt. Ich hab zu tun ...«

»Na gut, einverstanden. Tun Sie, tun Sie! Und wenn Sie damit fertig sind, melden Sie sich, um einen meiner Tränke zu kosten. Ich mixe nämlich alle möglichen, ohne Alkohol, manchmal. Und dann erzähle ich Ihnen auch noch etwas über diesen geheimnisvollen Vers. Ich drehe derweil eine Runde und ver-

suche, die Kräuter, die der Wind uns entrissen hat, anderswo zu sammeln ... Sie haben Glück, dass Ihr Haus verschont geblieben ist!«

Das stimmte. Louis' Häuschen hatte nichts abbekommen, ebenso wenig wie der angebaute Schuppen und die kleine Baumschule. Als Louis seine Nachbarin davongehen sah, fielen ihm sofort wieder die abscheulichen Kröten ein, vor deren unheimlicher Versammlung er sie warnen wollte. Doch kein Laut kam ihm über die Lippen. Sie entfernte sich mit schwungvollen Schritten und summt dabei eine Arie ... Ein süßer Hauch umwehte sie, ganz anders als die verpestete Atmosphäre, die Baron ein paar Minuten zuvor hinterlassen hatte.

*

Julia, die Tierärztin, hatte Louis gesagt, er könne sie anrufen, wenn er wolle, und sie werde seine Fragen beantworten, soweit ihr dies möglich sei. Er zögerte lange, eingeschüchtert von seinem eigenen Telefon, ehe er sich endlich dazu durchrang, denn paradoxerweise erhoffte er sich Trost von der jungen Frau. Zwar war sie die düstere Prophetin gewesen, die ihn am Vortag über den Tumor des Kätzchens informiert hatte, doch sie war es auch, die ihn beruhigen konnte, und sei es nur, indem sie eine winzige Hoffnung nährte. Sie nahm den Anruf an.

»Hallo?«

»Ich ... ruf an, wegen ... der Katze.«

»Ach! Schön, Sie zu hören. Wie geht es Ihnen?«

»Mir, so lala. Der Katze, weiß ich nicht. Bei mir ist es der Schock, glaub ich.«

»Das ist verständlich. Und ich sehe schon, dass es Ihnen immer noch schwerfällt, darüber zu reden ...« Langes Schweigen.

»Gut, hören Sie, Louis. Ich darf Sie doch Louis nennen?«

»Ja, klar.«

»Also, Louis ... Ihre Reaktion hat mich sehr berührt. Oft ha-

ben die Leute, wenn man ihnen sagt, dass ein junges Tier krank ist, nicht so viel Mitgefühl wie Sie, weil sie noch keine Zeit hatten, es lieb zu gewinnen.«

»Ich schon ...«

»Sie haben es bereits ins Herz geschlossen, das habe ich gemerkt. Es ist mir wirklich nahegegangen zu sehen, wie sehr Sie an dem Tierchen hängen, obwohl es noch gar nicht lange bei Ihnen ist. Draußen warten einige Patienten, aber wenn Sie eine Minute Zeit haben, würde ich Ihnen trotzdem gern rasch etwas erzählen ...«

Es rührte ihn, wie aufmerksam Julia ihm gegenüber war.

»Ja, ich hab Zeit.«

»Wunderbar. Ich bin Tierärztin, Louis, doch ich interessiere mich auch brennend für alles, was mit Anthropologie und Ethnologie zu tun hat, sprich, der Erforschung von menschlichem Verhalten und von Gesellschaften auf der ganzen Welt. Verstehen Sie?«

»Ja.«

»Gut ... Also: Der große Spezialist dieses Fachs, Claude Lévi-Strauss, sagt, dass die Menschen früher dachten, sie gehörten zur selben Spezies wie die Tiere. Alle lebten zusammen, ohne Grenzen zu ziehen, ein bisschen wie Kinder zu Beginn ihres Lebens. Erst später lernte man zu denken: ›Das ist ein Pferd‹, ›das ist eine Katze‹, ›das bin ich.‹ So entstanden Kultur und gesellschaftliche Regeln. Doch im Grunde haben wir nie ganz vergessen, wie ähnlich wir ihnen sind. Und deshalb fühlen sich manche Menschen, so wie Sie, ganz intuitiv und ohne darüber nachzudenken, zu Tieren hingezogen: Sie tragen diese uralte Erinnerung an eine einzige große Gemeinschaft noch in sich.«

»Ja, das sagt mir was.«

»Oh, ganz bestimmt sagt Ihnen das was! Und apropos sagen oder eher nicht sagen: Lévi-Strauss fügt hinzu, das Tragische sei – er benutzt tatsächlich dieses Wort, *tragisch* –, dass wir

mittlerweile neben den Tieren her leben, ohne mit ihnen kommunizieren zu können ...«

Obwohl Julias Worte gelehrt, ja beinahe akademisch waren, fanden sie in Louis starken Widerhall. Sie spendeten zwar keinen unmittelbaren Trost, doch die Mühe, die die Tierärztin sich gab, um ihm Beistand zu leisten, schnürte ihm die Kehle zu, trieb ihm Tränen in die Augen und ließ sein Herz schneller schlagen.

»Sie sind ein guter Kerl, Louis. Ein besonderer Mensch. Im Moment kann ich Ihnen leider nur drei Ratschläge geben. Der erste ist: Verlieren Sie nie die Hoffnung. Wie gesagt, dieser Tumor ist bösartig, da möchte ich Ihnen nichts vormachen. Doch die Menschheit hat schon so manches Wunder erlebt und wird noch weitere erleben, solange wir nur daran glauben. Der zweite Rat ist: Achten Sie auf sich selbst! Ja, auf sich, Louis! Ich merke, wie sehr Ihnen die Nachricht zusetzt, weil dieses Tier für Sie ein Gefährte ist, und weil es wirklich bezaubernd ist. Trotzdem müssen Sie sich wieder fangen. Wenn Sie wollen, dass Ihr Kätzchen es schafft, dann braucht es Sie, seinen Beschützer. Und sein Beschützer braucht Gesellschaft. Nicht nur die von Bäumen und Tieren, Louis, sondern von anderen Menschen. Ich weiß, dass Sie in einem abgelegenen Weiler wohnen, und bedaure, dass ich zu weit weg bin, aber bitte, verschließen Sie Ihre Tür nicht vor denen, die dort anklopfen. Und mein letzter Rat, Louis: Auch wenn diese Katze ein kurzes Leben haben sollte, machen Sie es ihr so schön wie möglich. In der Schule habe ich damals ein Gedicht von Malherbe gelernt, das mich sehr beeindruckt hat. Es ist das einzige, das ich noch auswendig kann. Der Autor tröstet einen Vater über den Verlust seiner kleinen Tochter:

Auf Erden blühte sie, wo schlimmstes
Los dem Schönsten ist bestimmt;
Und lebte einer Rose gleich, so wie's die Rosen tun,
Für einen Morgen nur.

Sie können immerhin alles dafür tun, dass Ihre Katze glücklich ist, Louis. Denken Sie dabei an eine Rose, deren Leben, so kurz es sein mag, in der Schönheit Erfüllung findet. Abgemacht?»

»Ja ...«

»Ich muss jetzt aufhören, Louis, aber versprechen Sie mir, dass Sie die Verordnung der Tierärztin ebenso beherzigen wie Julius Rat: Sorgen Sie für Ihr Kätzchen, und sorgen Sie für sich selbst.«

Dieses Gespräch hinterließ in ihm eine wohlige, fast trunkene Benommenheit. Nachdem er aufgelegt hatte, dachte er einen Moment über die Ratschläge der jungen Frau nach. Er drückte die Katze fest an sich, während sie nach der gekringelten Telefonschnur haschte. So saß der riesige Kerl da und überlegte, was das für ein seltsamer Zufall war mit diesen Gedichten ... Zwei Mal waren sie im Laufe dieses Vormittags hereingeplatzt, überbracht von zwei Menschen, die sich nicht kannten und nichts miteinander zu tun hatten. Für Louis war das vollkommen ungewohnt. Er war kaum zur Schule gegangen. Sicher, er hatte sich früher gern an seinen Platz gesetzt und zugehört, wenn die Lehrer über Geschichte, Geografie, Literatur sprachen. Doch die Notwendigkeit, sehr früh zu arbeiten, und das Leben in diesem entlegenen Winkel ohne rechten Zugang zu Büchern hatten ihn von jener Welt abgeschnitten. Trotzdem erinnerte er sich, welche Freude es ihm bereitet hatte, »Die Grille und die Ameise« von La Fontaine auswendig zu lernen. Er erinnerte sich auch noch an das Ende des Gedichtes »Wenn –« von Rudyard Kipling:

Füllst jede unerbittliche Minute
Du mit sechzig sinnvollen Sekunden an:
Dein ist die Erde dann mit allem Gute,
Und was noch mehr, mein Sohn: Du bist ein Mann!

Jetzt hallten die Verse über diese Rose, die gelebt hatte, wie's die Rosen tun, mit einer nie gekannten Klarheit in ihm nach. Er hatte den Klang dieser Verse gemocht, ihren Sinn erfasst, und dieser Einbruch der Poesie in sein Leben weckte in ihm den Wunsch, mehr über das Gold und sein Lachen zu erfahren, die seine Nachbarin erwähnt hatte.

Das traf sich bestens, denn ihr leiser Gesang drang erneut von der Straße ins kühle Innere seines Häuschens. Sie hatte ihre Runde in der Sonne beendet und näherte sich der Magnanerie, ein Sträußchen Bohnenkraut in der einen und eins mit wildem Fenchel in der anderen Hand. Hatten die Kröten sie erschreckt? Jedenfalls nicht genug, um sie vom Singen abzuhalten. Louis erhob sich und trat, das Kätzchen auf dem Arm, in den Türrahmen. Als sie auf seiner Höhe ankam, rief er sie mit einem ungelassenen »Ho!«, das sie äußerst charmant fand.

»Wie sehr mir dieses ›Ho!‹ gefällt, mein Lieber. So begrüßen sich wohl die, denen Worte nicht leicht über die Lippen kommen.«

»Ja, schon ... Kann sein.«

»Keine Sorge, das habe ich längst begriffen! Darf ich Ihnen jetzt einen kleinen Saft anbieten? Ich habe alles, was man dafür braucht.«

»Nein, aber ich mach gern für Sie Tee. Milch. Oder Kaffee, schwarz.«

»Ein kleiner Mokka in der Sonne wäre reizend!«

Louis bat seine Nachbarin, sich an einen runden Tisch neben dem Eingang zu setzen. Die von ihm selbst angefertigte Tischplatte war mit einem wunderschönen Mosaik in verschiedenen Grautönen verziert, das an einen wolkenverhangenen Himmel erinnerte. Er brachte ihr eine bis zum Rand gefüllte Tasse, als wolle er diesen Moment durch die Menge des Getränks in die Länge ziehen.

»Das Gold, das lacht, was heißt das?«

»Tja! Gute Frage ... Es ist ein außergewöhnliches Bild, nicht

wahr? ›O, das grässliche Lachen des Golds!‹ Zunächst einmal ist dieses ›O‹ ein Ausruf voller Verachtung und zugleich ein verzweifelter Appell an jemanden oder etwas. Meiner Ansicht nach möchte der Dichter, ein gewisser Trakl, sagen, dass der Reichtum, das funkelnde Gold, von teuflischer Arroganz ist. Dass es die Bescheidenen verhöhnt, diejenigen, die stumm bleiben. Genau deshalb habe ich es Ihnen vorhin zugeraut. Ich wollte in Worte fassen, was Sie zu empfinden schienen, als Sie diesem Kerl, der Sie provozierte, hinterhersahen.«

Er nickte, verblüfft darüber, dass man ihn derart durchschaut hatte.

»Trakl«, bei ihm klang es wie *Trakle*, »hieß er?«

»Ja, Georg Trakl. Geboren 1887 in Salzburg, in eine wohlhabende Familie, und 1914 hinweggerafft. Er ist so etwas wie der Pionier des Club 27 – Sie wissen schon, all die Stars, die mit siebenundzwanzig Jahren gestorben sind –, Pate von Brian Jones, Janis Joplin und Jimi Hendrix ... Ich warne Sie, er war ein merkwürdiger Typ, nicht weniger verkorkst als Jim Morrison! Trakl, das ist eine Geschichte *wider die Natur*. Wollen Sie mehr darüber erfahren?«

»Glaub schon.«

»Sie müssen nicht.«

»Ja, doch«, hauchte Louis und nahm einen großen Schluck heißen Kaffee.

»Trakl war ein schwermütiger Junge, den furchtbare Schuldgefühle plagten, weil er Margarethe liebte, seine eigene Schwester.«

Louis verzog das Gesicht.

»Jetzt schauen Sie nicht so! Ich habe Sie gewarnt, dass es eine Geschichte *wider die Natur* ist. Trakl hatte etwas übrig für die Schweigsamen, die Zurückhaltenden, all jene, die sich gar nicht oder kaum äußern. Hören Sie, was er schreibt:

Eine schwarze Höhle ist unser Schweigen,
Daraus bisweilen ein sanftes Tier tritt
Und langsam die schweren Lider senkt.«

Sie hatte mit tiefer, getragener Stimme gesprochen, woraufhin das Kätzchen seinen zerzausten Kopf zwischen den Armen des Gärtners hervorstreckte und miaute.

»Was für ein zauberhaftes kleines Ding! Nun, ich will Sie nicht weiter mit meinen Poetengeschichten langweilen. Ich höre sofort auf, wenn Sie möchten ...«

»Nein, nein«, stammelte Louis.

»Auf jeden Fall hätte Trakl ein Gedicht über Sie schreiben können«, sagte sie herzlich lachend. »Sie hätten ein wunderbares Sujet abgegeben, da bin ich mir sicher!«

»Ich?«

»Ja, Sie! Sehen Sie, Trakl hat sich sehr für ein berühmtes Waisenkind namens Kaspar Hauser interessiert, das Anfang des 19. Jahrhunderts lebte. Ein armer ausgesetzter Junge, stumm und namenlos. Dichter haben oft einen Hang zu verlorenen, auf sich allein gestellten Figuren am Rand der Gesellschaft, die nach Worten suchen ... Ein bisschen wie Sie, oder täusche ich mich?«

Louis deutete ein Lächeln an, errötete, streichelte mit seiner gewaltigen Hand die Katze. Die Besucherin nippte an ihrer Tasse, die nicht leerer zu werden schien.

»Starb er im Krieg?«

»Ja, aber an Drogen.«

Wieder schnitt der Gärtner eine Grimasse.

»Lassen Sie es mich erklären: Von Jugend an bis zu seinem Tod hat Trakl nie aufgehört zu trinken und Drogen zu nehmen. Niemals. Er konsumierte Unmengen von Wein und Opium ... und besuchte Bordelle. All das, um der Leidenschaft für seine Schwester Margarethe, die ihn ebenfalls liebte, zu entrinnen. Die beiden hatten sogar ein gemeinsames Kind ... Ja, ich weiß,

das ist schockierend, regen Sie sich nicht auf. Margarethe heiratete einen deutlich älteren Mann, doch zugleich wurde sie von Georg schwanger. Es war eine Totgeburt, unter furchtbaren Strömen von Blut. Und vier Monate später, bumm, ist Krieg! Georg erlebt das Gemetzel von Grodek an der Ostfront. Als Sanitätsleutnant muss er zwei Tage lang in einer stinkenden Scheune über neunundneunzig schwer verwundete Soldaten wachen. Muss die Agonie der Sterbenden aus ihren ›zerbrochenen Mündern‹ vernehmen, wie er in seinem letzten Gedicht schreibt, und klagt: ›Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.‹ Es ist zu viel, Trakl erträgt das alles nicht mehr, die blutigen Soldaten, die ihn anflehen, mit einer Kugel in die Brust ihre Todesqualen abzukürzen. Er versucht selbst, auf ebendiese Weise der zertrümmerten Welt zu entfliehen, was seine Kameraden jedoch verhindern. Wenig später stirbt er in einem Krakauer Militärhospital, in das er wegen seiner schlechten nervlichen Verfassung eingeliefert wurde, an einer Überdosis Kokain. Seine Schwester nimmt sich drei Jahre später das Leben ...«

Sie verstummte, sah den Gärtner an und reichte ihm die Hand. Als Louis sie ergriff, wirkten ihre zierlichen Finger in seiner Pranke beinahe komisch.

»Ich bin Thalie. Der junge Mann, der mir als Verlobter dient, heißt Nikola. Aber ich habe Ihren dreifachen Espresso noch gar nicht gewürdigt! Köstlich! Und so viel, dass man meint, das Schwarze Meer auszutrinken, das ist mal was anderes. Dann sind wir jetzt also Nachbarn, und, ja, unser Grundstück wurde von diesem unglaublichen Sturm gestern Nacht verwüstet – wer wüsste das besser als Sie, der Sie eine perfekte Aussicht darauf haben. Unsere Sträucher, Pinien und Blumen sehen aus wie geschlagene Kämpfer. Dem Gärtner in Ihnen dürfte dieser Anblick ebenso zusetzen wie Trakl die Verstümmelten, über die er in Grodek wachen sollte. Zum Glück sind die Grillen da, um mich aufzuheitern! Wie heißt denn Ihr reizendes Kätzchen?«

»Es heißt noch gar nicht ...«

»Ach! Das erinnert mich an einen meiner Schüler, der nie seinen Namen sagen wollte, weil er sich dafür schämte! Eine erstaunliche Geschichte: Seine Eltern hatten ihn Leo genannt, was er nicht ausstehen konnte. Ich habe ihn dazu gebracht, seinen Namen zu mögen, indem ich im Unterricht Leo Tolstoi behandelt habe, der bekanntlich äußerst eigensinnig war. Und ein großer Naturliebhaber! Eine einzige Distel, die, wenn auch geknickt, auf dem schwarzen, umgepflügten Acker standhielt, symbolisierte für diesen Leo Stärke und Entschlossenheit ... Eine hübsche Metapher, nicht? Kurz, meinem Leo aus der ersten Reihe hat dieser russische Leo sehr gefallen, und das hat ihn mit seinem Namen versöhnt. ›Leo‹, der Name passt doch zu einem kleinen Kater, oder nicht?«

»Ähm ... ja ...«, erwiderte Louis zögernd, überwältigt von Thalies Redefluss.

»Oder nein! Ich habe an Ihrem Briefkasten gelesen, dass Sie Louis heißen. Das ist zu ähnlich ... Sie finden etwas Besseres! Gut, da wir uns nun kennen, kommen Sie unbedingt um halb sieben zu mir, um einen meiner Cocktails zu trinken. Und warum nicht auch etwas Alkohol, ausnahmsweise ... Dreifacher Mokka am Morgen, doppelter Rosé am Abend! Auf Wiedersehen, Louis! Auf Wiedersehen, kleines flauschiges Ding!«

Sie ging zurück in ihr Haus, während Louis in seins stürzte, die Kaffeemaschine in der Hand. Kaum hatte er die Küche erreicht, schwanden ihm die Sinne.